

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

144 (24.6.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 25

Der weiße Schrecken in Paris 1871.

In einem neuerdings erschienenen Buche des Direktors des Pariser Odeon-Theaters, Paul Ginisty, „Paris intime en révolution“, werden wiederum die Greuel der „Ordnung“ ins Gedächtnis gerufen durch Einzel-

In den Archiven liegt ein Kistchen aus weissem Holze, wie sie zur Aufbewahrung von Dominosteinchen verwendet werden, in dem 200 von einem gewissen Baron auf Posten der Kommune verfertigte Photographien aufbewahrt sind. Sie stellen die Getöteten der Schredensstage dar, die niemand identifiziert hat. Da sieht man aufgeschwollene, von schrecklichen Wunden entstellte Gesichter, kramphast verzerrte Lippen, vor Schreden weit aufgerissene Augen, mit schwarzen Flecken überfärbte Wangen, blutende, von den Qualen des Todes entstellte und verrenkte Glieder. Sehr junge Leute mit Wasserbüchsen in der Hand, die man nicht wiederfindet, sind im Leben im Dient einer Sache opfernd, die ihnen heilig schien. Bei den Lichtbildern liegen brüchige alte Zettel folgenden Inhalts: „Ein Mann unbekannt Namens, übernommen vom Hôpital de Pitié, wurde auf dem Friedhof von Passy begraben. Gezeichnet von den Zeugen der Beerdigung.“

Was die Augenzeugen von den Greueln dieses Bürgerkrieges erzählen, ist erschütternd. Sobald die Pariser Truppen eine Barrikade genommen hatten, wurden die Aufständischen zumeist sofort an die Mauern der nächsten Häuser geleitet und niedergeschossen. Häufig jedoch wurden sie, weil der entsprechende Platz nicht vorhanden war, von Straße zu Straße geführt, bis endlich die Stelle, wo sie sterben sollten, gefunden war.

Sie wurden von Flicken und Wermischungen begleitet, aber es traf sich, daß sich ein Fenster öffnete und Blumen auf die dem Tode geweihten Männer herabfielen. Oder es schenkte ein altes Mütterchen einem Kommunard, der einige Wehrtüchtigkeit mit ihrem Sohn haben mochte, ein Goldstück, ohne zu erwägen, daß es ihm, knapp vor dem Tode, keinerlei Nutzen mehr bringen konnte, dann aber inalter und unarmherzig die Schüsse, die die Kommunards saufen auf das Pflaster. In der Rue Gay-Lussac lagen etwa 80 Niedergeschossene nebeneinander. Einer von ihnen, der noch nicht ganz tot war und von Zeit zu Zeit Jammerrufe ausstieß, trug neue Stiefel. Ein Soldat, der sich um die letzten Zukunfts des Sterbenden nicht kümmerte, zog ihm freudig die Schuhe aus und legte sie selbst an; eine Frau aber, die, einen Korb in der Hand, fragte gutmütig: „Passen sie auch gut?“

Ein Mann, der später eine angesehenere Stellung bekleidete, wurde verhaftet, weil er sich die Hände, als er an den Löscharbeiten bei dem brennenden Palais Royal teilnahm, ruhig gemacht hatte, und deshalb für einen Barrikadenkämpfer gehalten wurde. Es waren etwa vierzig verhaftete Männer aus allen Gesellschaftskreisen, die von einer Infanterieabteilung umzingelt und fortgeführt wurden. Ein Wäcker war darunter, der, kaum zur Not bekleidet, die Wäsche verlassen hatte, vielleicht nur um seine Neugierde zu befriedigen, aber auch Saktor Horreau, der die Erbauung der Pariser Zentralhallen anregte und noch zwei Jahre zuvor anlässlich der Eröffnung des Suezkanals ein gefeierter Gast des Abends gewesen war. Auch Frauen gab es unter den Verhafteten und eine von ihnen führte ein blaßes, etwa 4jähriges Kind an der Hand. „Meine Frauen Bürgerinnen“, sagte ihnen ein Offizier, „wie Soldaten habt ihr gegen uns gekämpft, nun aber werdet ihr wie Soldaten erschossen!“ Keiner der Verhafteten, der die Begebenheiten der letzten Tage kannte, durfte daran zweifeln, daß ihm die nächste Stunde, ja vielleicht schon die nächste Minute den Tod bringen werde. Sie wurden in ein finsternes, Kellerartiges Loch gesteckt, wo sie eng zusammengepackt, fast ohne sich rühren zu können, ohne Trunk und Nahrung einen Tag und eine Nacht verbringen mußten. Unablässig knallten die Gewehrshüsse, jeder mußte, daß nun Franzosen von den Truppen der Ordnung niedergeschossen würden. „Es lebe die Kommune!“ riefen einige der Verhafteten in höchster Erregung. Einige Schüsse, in die Fenster des Gefängnisses abgefeuert, waren die Antwort. Die Verwirrung, die daraufhin in dem finsternen Kellerloch entstand, ist nicht zu beschreiben. Die Verwundeten schrien und jammerten und viele warfen sich auf die Kommunards, die das Unheil durch ihre unbesonnenen Rufe angezettelt hatten, schlugen und mißhandelten und würgten einen von ihnen zu Tode. Am nächsten Morgen wurden die Verhafteten über Blutlachen und rauchende Trümmer unter unfählichen Qualen nach Versailles geführt; vor der Müdigkeit und Entbehrung zusammengefallen, wurde niedergeschossen. In Versailles aber bereitete man ihnen eine besondere

Demütigung: Man zwang die Kämpfer der Freiheit und diejenigen, die man für solche hielt, vor der Stadt Versailles in die Knie zu sinken. „A genoux devant Versailles! A genoux devant Louis XIV.“) erscholl das Kommando und unter fallenden Stockhieben, unter niederhagelnden Steinen, unter den Flüchen und Vermisshungen der ordnungsliebenden Bevölkerung mußten sie Knie und Stirne in den Staub beugen. Dann aber ging es in die Gefängnisse, wo sie neue Schmach und Qual, und viele von ihnen auch der Tod erwartete.

(Schluß folgt.)

Die Dressur.

Von Anton Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Edhofbauer, Sekundus Fortwängler, sah im Herrgottswinkel der Stube, stieß mächtige Rauchwolken aus dem Mund und überlas noch einmal die Postkarte, die er soeben an das kaiserliche Postamt in Döbelbach geschrieben. Eigentümlich war es nur eine Postkarte, aber der ganze Inhalt der Karte wurde wichtiger, wenn er an ein kaiserliches Postamt gerichtet war. Auf der Rückseite der Postkarte standen aber die scheinbar harmlosen Worte geschrieben:

Ich erlaube mir von jetzt ab die Zeitung Hochwacht zu schicken und das Geld bei mir einzuzugeln.

Sekund Fortwängler

Hofbesitzer.

Den wollte er dressieren, sagte er sich, des Erfolges sicher. Die Rauchwolken wurden kleiner. Er nahm den Zigarettenstummel — er rauchte nämlich, seitdem er Hofbauer geworden, nur noch Zigaretten — aus dem Mund, legte ihn auf die Tischdecke, zog einen kleinen, bledgefarbenen Handspiegel aus der Hosentasche und betrachtete dann wohlgefällig sein frisches, dickeres Gesicht mit den drei Dutzend Härlein auf der Oberlippe und den gekräuselten, wohlgeformten Haaren. Zum Donner, den wollte er schon dressieren, den Bettelbub, sagte er sich noch einmal. Dann machte er ein Fenster auf, lehnte seinen schweren Oberkörper hinaus und piff auf zwei Fingern, daß die Kage wie verrückt von der Hausbank herabsprang und die Wiesen hinabjagte. Bald erschien ein schmächtiges Menschlein, der Hirtenbub, dem der Edhofbauer die Karte übergab mit dem Auftrag, sofort hinunter ans Edwirtsbaus zu laufen und sie dort in den Briefkasten zu werfen. „Aber nicht bernebe, Junge! Schüchtern!“ rief er dem erschrockenen Hirtenbubli nach.

Derjenige, den der junge Bauer dressieren wollte, war aber der Briefträger Landolin Schweigmutter, sein Nebenbuhler im Kampf um das Marelli, das schwarzbraune Wäldermaßli drünten im Sternchen von Döbelbach. Auf die Karte hatte Sekund schon zu Lebzeiten des Vaters ein Auge gemorfen. Als aber der alte Edhofbauer plötzlich über Nacht gestorben war, wurde für den Erben die Frage einer Frau brennend. Dem Marelli jedoch liefen die Sache weniger eilig, und schließlich hatte man es dem Sekund geteilt, daß das Marelli es mit dem Posten, dem Landolin, habe. Es war schon g'pözig, meinten seine Gemahrsleute, wenn er mit einem armen Teufel von Briefträger mit fertig werden tät.

Die Nebenbuhler waren Schulkameraden gewesen, aber sie waren schon damals nicht sonderlich gut miteinander gekammet. Der lustige, arme Landolin, der immer in der ersten Bank der Oberste war, hatte dem Sohn des reichen Edhofbauern manchen Pöffen gespielt. Jetzt kam ihm der Kerl auch noch da dazwischen. Mit dem wollte der Herr Sekundus Fortwängler, Landwirt und Hofbesitzer, ganz anders abrechnen. Von Döbelbach bis auf den Hof waren es geschätzte zwei Stunden; Landolin kam man in 1 1/2 Stunden. Diese 3/2 Stunden mußte der Landolin jetzt täglich laufen, um ihm, dem Edhofbauer, seine Zeitung schön auf den Tisch in der Stube zu legen. Anknöpfen mußte er, dann wollte er ganz bequem Herin! rufen, aber nicht Guten Tag und nicht Adieu sagen, und dann durfte der Landolin, ohne einen Schnaps zu bekommen, wieder hinabspazieren. . . . Sonst kam es alle vierzehn Tage oder drei Wochen einmal vor, daß der Briefträger da herauf mußte auf die Hof, um dem Bauern oder für das eine viertel Stunde tiefer liegende Wirtsbaus etwas zu bringen. Aber jetzt? Alle Tag, wie der Wed am Laden, wollte der Sekund seine Zeitung. Und wenn er drunten im Sternchen anfahren und nach dem Marelli sehen wollte, würde er es gerade so einrichten, daß er drunten in Döbelbach ankam, wenn der Landolin seinen Botengang nach der Hof antreten mußte. Grün und gelb sollte er werden vor Vergern.

Und so kam es auch. Wer aber grün und gelb wurde, war nicht der Landolin, sondern der Sekund. Das kam aber folgendermaßen:

Anfangs hatte sich der junge Edhofbauer eines unfruchtigen Erfolges zu erfreuen. Sein Gegner machte alle Anstrengungen, um sich den sauren Gang das eine oder anderemal zu erparren; aber sofort beschwerte sich der Sekund bei der Postbehörde, und der Landolin mußte seinen täglichen „Wußgang“, wie die Anhänger des Edhofbauern das nannten,

\*) Auf die Knie vor Versailles! Auf die Knie vor Ludwig XIV.!

Verhafteten bald nachher heim, erfuhr den Vorgang, telegraphierte ans Oberamt und erwirkte durch dieses den Befehl zur sofortigen Freilassung seiner Frau.

Denken Sie sich, Sie wären solch ein Schwein! In einer nächsten Broschüre: „Fachwissenschaftliches aus der Fleischerei“, die vom Fleischermeister A. Maß in Kolberg verfaßt ist, steht folgende beherzigenswerte Abhandlung zu lesen: „Einen weiteren schweren Fehler sehe ich noch in den Stallungen der meisten Schlachthäuser, in welchen die Schweine auf dem kalten Zementboden liegen müssen. Denken Sie sich mal, Sie wären solch ein Schwein — haben eine größere Keife gemacht — befinden sich in äußerst erregtem und erhittem Zustande — wissen insolge der außergewöhnlichen Vorgänge gar nicht, welcher Zukunft sie entgegengehen — werden dann auf dem eifrigen Zementboden meist ohne jede Streu plaziert — müssen hier ein bis drei Tage lang zubringen — kriegen nach einem Tag auch ein wenig Futter — welches Sie aber, da Sie bisher anderes hatten, oder auch aus feilscher Erregung, gar nicht berühren — Sie ziehen sich eine große Erkältung, mit Schnupfen und Fieber verbunden, zu — und werden dann schließlich — geschlachtet — ja, meinen Sie, daß Sie dann noch solch gutes Fleisch liefern können wie eine Sau, die der Landwirt ohne Erregung aus dem Stall holt — im Augenblick schlachtet und für sich zur Wurst macht —? Nein — das glauben Sie selbst nicht! Darauf beruht also gerade — wie Sie jetzt einsehen dürften — das Geheimnis der früher so gelobten guten Wurst und Schinken von den Landleuten — welches noch durch die kalte Jahreszeit, wo die Schlachtung in der Regel nur geschieht, begünstigt wird. Wie Sie sehen, ist ein so behandeltes Schwein halbtant und kann deshalb keine haltbaren Dauerwaren mehr liefern.“

Vielleicht nehmen sich die Schlachthaus-Verwaltungen die guten Rathschläge der Broschüre schon ihrer originellen Fassung wegen zu Herzen.

Das Eheproblem in Oesterreich. Ueber eine in mancher Hinsicht lehrreiche Gerichtsverhandlung berichtet das „Wiener Extrablatt“ aus Wien vom 17. d. Mts.: Die Schiffmannsrau Hermine Hornath zeigte ihren Gatten Ferdinand wegen Mißhandlung an und so stand dieser gestern vor dem Richter des achten Bezirkes als Angeklagter.

Richter: „Sie sollen mit Ihrer Frau gerauft haben?“ Angeklagter: „Das ist bei uns nur Neud's . . . wir rasen öfter a ganze Wochen.“ (Seitertzeit.)

Richter: „Eine schöne Ehe! Sie haben aber die Frau verlost.“ Angeklagter: „Sie mich aber auch . . . mir san halt beide gachzornig.“

Gattin: „D i n ö t!“ Angeklagter: „So? Wie oft hast D' in der Küche schon 's ganze Geschirr demoliert?“

Richter: „Als Mann sollten Sie doch eine Frau nicht schlagen.“ Angeklagter: „Ja . . . und i laß' mi ruhig von ihr schlagen. So ham ja kan Begriff, wie i' mi behandelt und zum Aeußersten reizen tut . . . seit zwölf Jahren geht das so fort . . . dös is ja nüt zum dertragen.“

Richter: „Wenn ein friedliches Eheleben wirklich unmöglich ist, dann lassen Sie sich scheiden!“

Angeklagter: „Erstens is sie damit nüt einverstanden und nachher . . . i kann ja do nüt a andere heiraten und es san vier Kinder da!“

Richter: „Das ist richtig. Für Katholiken gibts noch keinen Paragraphen für Auflösung der Ehe, aber das alles berechtigt Sie nicht, sich an Ihrer Gattin zu vergreifen. (Zur Frau): Sie haben die Verantwortung Ihres Mannes gehört, verlangen Sie noch seine Verstraffung?“

Gattin: „Na . . . so verzeih' ich's ihm halt heut!“ Der Gatte wurde hierauf freigesprochen.

Ein Kaffeehauscherz. Die Hamburger Fachzeitschrift „Küche und Keller“ läßt sich schreiben: Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, gehörte zu jenen unerhütterlichen Individuen, denen es Vergnügen macht, die Ruhe und Geistesgegenwart friedlicher Kellner auf die Probe zu stellen. Vor kurzem betrat er ein Londoner Kaffeehaus und bestellte Kaffee.

„Bitte, bringen Sie mir den Kaffee in einer Schale mit dem Sentel auf der linken Seite,“ sagte er zum Kellner. „Ja bin nämlich links-händig und ich kann keine andere Schale benötigen.“

„Dawohl, mein Herr,“ antwortete der Kellner. „Ich werde sehen.“ Hierauf bemerkte man, wie er eifrig mit dem Oberkellner sprach. Der Oberkellner näherte sich hierauf mit der Frage:

„Was für eine Art von Schale wünscht der Herr?“ Eine Schale mit dem Sentel auf der linken Seite. Ja bin links-händig,“ sagte ruhig, aber bestimmt der Gast.

Der Oberkellner verschwand und kehrte bald darauf etwas verwirrt wieder.

„Die Schale, die Sie wünschen,“ begann er zögernd . . . „Wie?“ rief der Gast. „Glauben Sie, Sie können mir weismachen, in einem erstklassigen Kaffeehaus gäbe es kein solches Ding, wie eine Schale mit dem Sentel auf der linken Seite. Nun! Ich könnte auch unmöglich aus einer anderen trinten. Sie müssen ja viele solche Schalen haben?“

„Gewiß,“ sagte der Oberkellner, „wir haben sie auch gewöhnlich; aber ich bedauere, gesehen zu müssen, daß die letzte davon gerade diesen Morgen zerbrochen wurde.“

Daß er die Schale einfach hätte umzuändern brauchen, um den Gast zu befriedigen und den „Witz“ abzufangen, daran dachte er nicht. —

Buchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

Aus der Schule. — Schul-Gesundheitspflege. In Stuttgart sagte in voriger Woche der Deutsche Verein für Schulgesundheitspflege. Von den Referaten ist besonders das des Stuttgarter Stadtrates Dr. Gaffner über Schüleruntersuchungen hervorzuheben. An der Hand eines sehr umfangreichen statistischen Materials, das er bei Untersuchungen von Stuttgarter Volksschülern gesammelt hat, wies der Vortragende die Notwendigkeit von Schüleruntersuchungen nach. Sowohl die körperlichen Verhältnisse der Jugend in Stadt und Land, als auch die der erblichen, sozialen und häuslichen Verhältnisse, unter denen sie aufwächst, sind zu untersuchen. Dabei sind alle die normale Entwicklung hemmenden Einflüsse besonders zu berücksichtigen. Der Zweck der Untersuchung ist, eine Abhilfe der gesundheitlichen Schäden zu erreichen, sei es auf dem Wege der Hygiene, der Seilfunde oder der Pädagogik. Der Redner will in den Untersuchungen keinen Unterschied zwischen Volksschulen und höheren Schulen gemacht wissen. Der Schularzt soll ein Anwalt der Jugend sein.

In der Debatte wies Lehrer Reichardt-Stuttgart darauf hin, daß vielfach die Ursache der schlechten gesundheitlichen Zustände der Jugend mangelhafte Ernährung ist. Der Referent teile mit, daß für Württemberg eine Ministerialverordnung zu erwarten sei, in der Schulärzte für alle Schulen obligatorisch gemacht werden sollen. Im weiteren Verlauf wies Dr. Hellbach-Stuttgart vom ärztlichen Standpunkte auf die Notwendigkeit einer Verkürzung der Unterrichtsstunden und einer anderen Einteilung der Unterrichtszeit hin, sodaß mehr freie Nachmittage erreicht werden. Nicht Hitzeferien an den einzelnen Tagen, bei denen dem subjektiven Ermessen des Schulleiters zu viel Spielraum gelassen sei, könnten helfen, sondern die allgemeine Beschränkung des Unterrichts in der Unterrichtsstunden auf 45 Minuten beigestimmt. Der Vorstand wird beauftragt, geeignete Schritte bei den Regierungen zu tun, um durch zahlreiche Versuche an Volks- und höheren Schulen die Frage einer zweckmäßigen Unterrichtseinteilung ihrer Lösung entgegenzuführen.

Frauenbewegung.

Vereinigung für Verbesserung der Frauen- Kleidung. Die Vertreterinnen der verschiedenen Reformvereine haben sich kürzlich in Dresden versammelt. Von einem allgemeinen Klädigung der Bewegung, wie die Freunde der Korsettpanzerung behaupten, sei nirgends etwas zu hören. — das stang aus den Berichten aller Delegierten heraus. Im Gegenteil. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit, durch vernünftige Ober- und Unterkleidung und durch gymnastische Lebung dem mißhandelten Frauenkörper seine natürliche Form, Kraft und Gesmeidigkeit wiederzugeben, verbreitete sich über weitere Kreise, vornehmlich in den mittleren und unteren Volksschichten. Fabrikarbeiterinnen, Krankenschwestern, Volksschulmädchen, die sich gesundheitsmäßig im Sinne der Vereinigung kleiden, ähneln in Deutschland jetzt nach Jehntausenden. Der Mittelstand hält zwar, wohl nicht mit Unrecht, an der praktischen Zweiteilung, Rock und Mäse, fest, vermeidet dabei aber mehr und mehr die besengenden Einschränkungen. Und gegen Korsett, Widelbinden und Rockbänder richtet sich ja in erster Linie die Reform. Aber nicht nur nach der Hygiene, sondern auch nach der ästhetischen Seite sind liberaler erkennende Fortschritte der Frauentracht zu erkennen. Am lebendigen Modell wurden Dams-, Sport- und Gesellschaftskleider vorgeführt, die in Zucht, Bergerung, Stoff- und Farbenwahl rückhaltlos Beifall fanden. Besonders die letzteren zeigten das den künstlerischen Eigenkleidern so oft zum Vorwurf gemachte Aufdringliche, Prätentöse, Operettenhafte zu einer zurückhaltenden Schönheit abgeklärt. Freilich verbannt jene empfindungsreichen Schneiderkunstwerke ihre eindringliche Wirkung nicht zum mindesten zwei Faktoren, die nicht jeder Frau zu Gebote stehen: dem fehlerlosen „göttlichen“ Wuchs ihrer Trägerinnen und der genug reich zu entlohnenden Geschicklichkeit ihrer Verfertigerinnen. Und was die Hauptfrage ist: Die betr. Damen konnten das nötige Geld dafür aufwenden.

Humoristisches.

Ein schwäbischer Dorfmann. Zu welchen drolligen Einfällen einen echt schwäbischen Schulzen das Gefühl seiner Macht, das ihm aus seiner „Lebenslänglichkeit“ zutrömt, zu führen vermag, beweist folgende gut beglaubigte Geschichte aus B. Der Schultheiß hatte aus einer ganz geringfügigen Veranlassung Streit mit seiner verheirateten Schwester. Die Schwester schien in der Hitze des Gefechts den ihrem Schulzen-Bruder gebührenden Respekt wirklich ganz und gar zu vergessen, sie verfiel sich sogar dazu, dem würdevollen Oberhaupt eine recht drastische Standrede zu halten. Tief entrüstet über solch despektierliches Verhalten künnt der Gemeindegewaltige auf das Rathaus und gibt hier dem Amtsdienere Befehl, die Schwester auf der Stelle vor das Tribunal zu zitiern. Die Gerufene erscheint denn auch sofort in der Residenz des gestrengen Bruders. Ihr kommt die Sache zu komisch vor, als daß sie sich ernst zu halten vermöchte. Nicht so der „Lebenslängliche“. In seiner ganzen Würde richtet er sich in die Höhe, von oben herunter mustert er die Schwester, mit „Sie“ redet er sie an. Er redet nur wenig mit ihr, aber „wovon er spricht, ist Schreden“. „Sie sind verhaftet,“ erklärt er ihr, „Sie werden sofort in den Arrest abgeführt werden!“ Jetzt wurde der Schwester die Geschichte doch zu bunt. Sie erlaubt sich, den Herrn Bruder daran zu erinnern, daß sie augenblicklich den Arrest nicht antreten könne, da ihr Ehemann verreist sei und sie dabei ihr krankes Kind habe. Sie müsse sich zum mindesten das Recht ausbitten, vorher eine Person zu ihrer Stellvertretung mit den häuslichen Geschäften zu beauftragen. Allein das half der Aermsten nichts. Sie wurde abgeführt, und als sie sich schäufte, legte der Herr Bruder sogar selbst Hand an und führte sie hinter Schloß und Riegel. Zum Glück kam der Ehemann der

wieder antreten. Mitwessen begegnen sich die Frotte auch allein im Walde, der Landolin beim Aufstieg und der Sekund beim Abstieg, und wenn dem Briefträger nicht die Ermahnungen des Marelli, es um Gotteswillen zu seinem Unglück kommen zu lassen, wie kühnliche Umschläge auf dem brennenden Herzen gelegen hätten, dann hätte er schon lange einmal die Briefstöße an einen bürren Tammenast gehängt und in der Schweigsamkeit des Waldes dem blöde lächelnden Progen seine Ansicht in blauen Malen auf die Haut geschrieben. Aber es ging nicht. Das Marelli würde schon alles ins richtige Gleis bringen. Das war sein Etap und Sieden in den bitteren Stunden.

Und das Marelli begann nun seinerseits die Dressur. Sie hatte ihren Kopf und wollte den Landolin heiraten und sonst keinen. Den Kopf aber hatte sie von ihrem Vater, und dieser dachte nicht daran, sein einziges Kind mit der schönen Wirtschaft einem Briefträger zur Frau zu geben. Da lag die Schwierigkeit. Der alte Sternwirt war ein richtiger Wälder mit allen seinen wurzelgäh eingewachsenen Vorurteilen. Nur eine Eigenschaft der Wälder war ihm zuwider, obwohl er ein Wirt war: daß sie so geru eins über den Durst tranken. „Ne nuchterner Steinkopfer ich zuanzigmal mehr wert, als a verhoffene Gohbur“ — das war einer seiner Lieblingsausprüche, und auf ihn gründete das Marelli seinen Plan. Oft hatte es funderlang in schlaflosen Nächten mit sich gekämpft und die Muttergottes gefragt, ob's nicht eine schwere Sünde sei, was sie vorhatte, und schließlich hatte die Muttergottes das Marelli wissen lassen, daß das nicht so schlimm sei, wenn es für den Landolin gelänge.

Der Landolin befand sich während der Sache gar nicht wohl. Er wurde sehr kurz gehalten, und schließlich fielen auch die kurzen, heimlichen Zusammenkünfte am hinteren Gartenhang aus. Desto häufiger sah er unter Tags den Sekund im „Sternen“ am Tisch beim Wüffel sitzen, und das Marelli schien keineswegs schlecht gelaunt. Ja, die Wälder! Wer aus denen geschiedt wird! Der Glaube hing in dem Geprüften an zu manken. Die „Buhgänge“ auf den Eshof zehrten an ihm, denn während der ganzen verfluchten 3½ Stunden gingen seine Gedanken im Kreis wie die Rase um den heißen Brei. Und in dem heißen Brei saßen das Marelli und der junge Eshofbauer und befanden sich offenbar sehr wohl darin. Das Pfeifen, Singen, Maulorgelspielen und Tischtrommeln, kurz, die vielen heiteren Klünste, die der Landolin mit Gesicht pflegte, und die ihm die Kunst der kleinen Kinder und großen Mädchen eingetragen, verstummt nach und nach in ihm. Er wurde leutchen, und auf den Höfen und in den Wirtschaften erzählte man sich, der Eshofbauer und das Sternemarelli seien verprochen.

Ein starker Stimmungswechsel war aber auch während der Zeit von Landolins Prüfung im Sternwirt vor sich gegangen. Zuerst hatte er sich gestreut, als er sah, wie oft der junge Eshofbauer bei ihm einkehrte und wie seine Tochter freundlich zu ihm war. Er rief sich vor Bergnügen die weiße Krause seines Halsbartes und fuhr dann einmal über das andere übers Gesicht, ob es vielleicht nicht einer frischen Natur benötigte. Als er aber bemerkte, wie sich die Störungen des Sekund immer mehr ausdehnten und dieser schließlich nie mehr fortging, ohne zwar ziemlich Geld in der Wirtschaft, aber auch die Sicherheit seiner Beine zurückgelassen zu haben, wurde er nachdenklich.

Mit seinen Vätern brachte das Marelli es schließlich dahin, daß der Sekund, der nach der Anweisung seiner vermeintlichen Zukünftigen sich beim Sternwirt durch starrs Jochen in Ansehen zu bringen suchte, einmal im Zustand starker Benebelung den Wälden im Stall aussuchte und in aller Form, soweit ihm das noch möglich war, um die Hand der Spigbübin anhielt. Schwörer konnte er den Sternwirt nicht beleidigen. Einem solchen Kummen seine Tochter, sein Marelli? Als einzige Antwort feuerte er den Brautwerber zum Stalle hinaus.

Noch drei Monate trug der Landolin dem Sekund die Zeitung täglich auf die Eck hinauf. Es war Winter geworden und der Weg nicht besser. Aber jetzt machte es ihm Spaß. Im letzten Blatt, das er ihm brachte, stand unter den Aufgeböten:

Landolin Schweigmutter, Briefträger

und

Marie Kiese, Tochter des Sternwirts Kiese,  
Weibe in Döbelbach.

Das Marelli hatte gesagt: „Sieber a nuchterne Briefträger als a verhoffene Gohbur“ — hatte sie mit einer Variante beim letzten Disput gegen ihren Vater zitiert. Der Eshofbauer aber erzählt nicht mehr, was er früher so gerne tat, wie er den Landolin dressiert habe.

## Weltanfang und -Ende.

Die Wissenschaft behauptet, daß es heute kein Geheimnis mehr sei, wohin diese irdische Welt strebt, was ihr Endziel sein werde, nämlich ewige Ruhe, eistiges Schweigen, ein schließliches Sterben in einem ununterbrochen fortgesetzten Alterungsprozeß. Diese Erkenntnis ist einigermaßen überraschend für den, der die großen Gesetze prüft, deren Richtigkeit man im vorigen Jahrhundert erkannt hat: das Gesetz von der Konstanz der Kraft und das Gesetz von der Konstanz des Stoffes. Wo irgend eine Kraftwirkung auftritt, hat man gefunden, daß es sich dabei immer nur um einen Austausch von Kraft handelt; an einer Stelle wird solche freigegeben, an einer anderen wird sie verschluckt, um im weiteren Verlaufe wieder hervorzutreten. Dasselbe gilt aber auch von den stofflichen Veränderungen; dabei wird nie Stoff erzeugt und nie geht solcher verloren; nur eine Umwandlung von Stoff vollzieht sich ununterbrochen vor unseren Augen.

Man hat aus diesen Gesetzen das ewige Fortbestehen der Welt folgern wollen, aber mit Unrecht. Es zeigt sich nämlich, daß keineswegs

alle möglichen und denkbaren Arten eines Austausches von Kräften stattfinden, sondern daß hierbei stets das Bestreben auftritt, daß die Kraftwirkungen sich auf gleiche Intensität zu bringen suchen, wobei stets ein Teil dieser Wirkungen nicht wieder in mechanische Arbeit umgewandelt wird, sondern in der Form von Wärme, als ein feines Schwingen der kleinsten Teile, auftritt und verbleibt. Diesen nicht wieder in mechanische Arbeit verwandelten Teil der Kraftwirkung der Körper nennt die Wissenschaft Entropie.

Im Laufe der Zeiten werden so die Unterschiede zwischen den Intensitäten immer kleiner, da die Entropie immer mehr anwächst. Haben sich aber die Intensitäten einmal völlig ausgeglichen, so ist zwar die Summe der in der Welt enthaltenen Kräfte immer noch dieselbe, aber diese Kräfte haben sich vollständig in Wärme umgesetzt und sind nunmehr so gleichmäßig verteilt, daß an keiner Stelle mehr ein Ueberfluß vorhanden ist, der sich äußern könnte. Es ist dies ungefähr so, wie wenn man alles Geld auf der Erde unter alle Menschen gleichmäßig verteilen würde; dann bliebe die Summe desselben natürlich unverändert, aber, da alle Menschen gleich reich oder gleich arm geworden, wären die Begriffe reich und arm verschwunden und damit das Bedürfnis, diese Gegensätze auszugleichen.

So sehen wir das Ende der Welt, welche schließlich an Altersschwäche sterben muß, unaufhaltsam und sicher, wenn auch erst in fernen, fernen Zeiten herannahen. Auf diesem Standpunkte steht — in Ueber-einstimmung mit der übrigen Wissenschaft — auch der französische Naturforscher S. Pellat. Aber er spint den Faden weiter.

Wenden wir rückwärts in bereits durchlebte Zeiten zurück, so nehmen wir ein wunderbares Schauspiel wahr. Denn die Kraftwirkungen müssen sich nach dieser Richtung offenbar immer vervielfachen und mit größeren Gegensätzen begabt gestalten: wir blicken in eine Welt großartiger Entwicklung und, je weiter wir rückwärts schauen, desto lebhaftester Entfaltung der Kräfte.

Kann diese nun, so fragt Pellat, immer bestanden haben oder sind ihr ebenfalls natürliche Grenzen gesetzt? Auch auf diese Frage gibt die moderne Physik eine klare Auskunft. Es ist nicht möglich, daß in einem endlichen Systeme von Kräften sich die Wirkung derselben unbegrenzt differenzieren kann; zu einer bestimmten Zeit muß es ein Maximum von Kraftwirkung gegeben haben, welche als tatsächliche mechanische Arbeit zur Geltung kam, und ein Minimum von Entropie. Was war nun vorher? Und Pellat antwortet: Da wir mit einer endlichen Summe von Kraft und Stoff im Universum rechnen müssen, so bleibt nichts anderes übrig als die Annahme, daß vor jenem Zeitpunkt andere Gesetze gegolten haben müssen, denen Stoff und Kraft unterworfen waren, eine Annahme, die gleichbedeutend mit der Idee einer Schöpfung ist.

## Ein „Opfer“ der Kronprinzen-Hochzeit.

Das „Berl. Tagbl.“ schrieb, unter Hinweis auf ein von ihm zum Abdruck gebrachtes Etüde, welches einen fetten Ochsen darstellte, kurz vor der Kronprinzen-Hochzeit folgendes:

„Unser Abbildung zeigt einen der prachtvollen Stiere, die auf der letzten Berliner Waidweihausstellung prämiert worden sind, und dem nun noch eine größere Ehre zuteil werden soll, die er aber leider kaum mehr recht würdigen können wird. Das Fleisch des Stieres ist nämlich als Grundsubstanz für einen Teil der Braten an der kaiserlichen Tafel anlässlich der Kronprinzen-Hochzeit bestimmt, und das Tier dürfte jetzt wohl schon unter den Händen eines Hofschlächtermeysters sein mit Ehren so reich gesegnetes Leben ausgehaucht haben.“

Diese Brachtleistung des „Berl. Tagbl.“ hat einem Freunde des „Hamb. Echo“ den Stoff geliefert zu folgendem netten Gedicht, das unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen:

Der „gesegnete“ Obovriten-Ochs.

Sauft' einst ein Ochs in Mecklenburg,  
Dem macht' das Leben Spaß;  
Er härm' sich nicht, er grämt' sich nicht —  
Und schämt' sich nicht — er fraß.

Er fraß den Klee, das grüne Gras,  
Fraß Klei' und dürres Heu. —  
Soweit ist die Geschichte alt,  
Doch jegund wird sie neu.

Dieweil der Ochs allzeit nur sann,  
Daß ihm sein Wank gedieh,  
Und Herz und Seele schlummern ließ,  
Ward er ein Mecklenvieh.

Ward er ein Ochs so stark und groß,  
Wie man noch keinen sah,  
Begeistert schrieb selbst Mecklenburg:  
„Welch Ueberochs! Hurra!“

Da rief, den Finger an der Nas',  
Ein Vaterbildphilosoph:  
„Der Ochs paßt nicht für unsern Post,  
Der Ochs muß an den Hof!“

Und wie gesprochen, so geschah'n!  
Der Ochs kam nach Berlin,  
Wie viele seinesgleichen schon —  
Doch fürstlich Glia traf ihn!

Zu der Bezeichnung „Opfer“ hat  
Hand seines Pressens Witz  
Die herrlichste Verfertigung  
In tadelloser Brüh.

So! Wurde das ein Wometag,  
Ein Wundertag des Schmod's!  
Ihr Jubel quoll in dieses Saß:  
„Gesegnet ist der Ochs!“

Er fraß nur Heu und grünes Gras,  
Stamm, wie ein Philosoph,  
Doch seinem Streben ward auch Lohn:  
„Der Ochs kam an den Hof!“

Ihr Heil! Preßt doch grünes Gras,  
Gleichwie der Ochs, und Klei'!  
Vielleicht wird dann für euch der Weg  
Zu diesem Ziel noch frei.

## Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Der Zug Capons im Wilde. Ein Koloßalgemälde von A. v. Rossa und Hans Temple, das die Vorgänge vom 22. Januar vor dem Winterpalais in Petersburg schildert, geht in Wien seiner Vollendung entgegen. An den letzten Tagen wurde es von der Jury der Künstler-gesellschaft besichtigt, die sich einmütig dafür entschied, das Gemälde in einer Separatausstellung im Künstlerhaus zur Ausstellung zu bringen. Diese Ausstellung dürfte in acht bis zehn Tagen erfolgen. Das Wert hat seine Bedeutung nicht bloß als historisches Gemälde. Der Vorgang ist ergreifend dargestellt, und die beiden Künstler haben sich sichtlich bemüht, jeder wohlfeilen Effekthascherei aus dem Wege zu gehen. Dabei ist keine Gestalt auf dem Wilde ohne Ausdruck und Bewegung. Die Attitude der Gardebrigade erinnert in ihrer Wucht an ein älteres Werk Rossas, an das Gemälde: Aus meinen Jugentagen, das die Säuberung einer Straße in Warschau durch Kosaken während des Aufstandes im Jahre 1863 schildert und durch Reproduktionen aller Art sehr bekannt geworden ist. Die Hauptrolle bildet aber diesmal die bestirzte und verzweifelte Menge mit ihren Feldm und Märtyrern, die den Söcne mit ihrem Blute färben. Noch sieht man an der Spitze der Menge den Priester Capon mit hoherhebendem Kreuze. Das Kopf eines Dragoners scheint vor der schwarzen Gestalt, aber der Reiter holt sich mit dem Säbel aus, um den Führer der Arbeiter niederzuhalten. Das Gemälde wird nach der Ausstellung in Wien nach Berlin übergeführt werden, wo es in einem besonderen Saale zur Schau gestellt werden soll.

Physiologisches.

Die Leistungsfähigkeit des menschlichen Magens. In den New-Yorker „Annalen für Chirurgie“ beschreibt ein Arzt vom Krankenhaus der „Imperial City“ einen sehr merkwürdigen Fall aus seiner Praxis. Es handelt sich um einen Deutschen im Alter von 86 Jahren, der seit 1897 seinen Lebensunterhalt als „Straußenmensch“ verdient, d. h. Schaustellungen veranstaltet, bei denen er allerlei Gegenstände verachtete, namentlich Ägel, Meiser und ähnliches. In den ersten Jahren war es ihm sehr gut dabei ergangen, denn der „Straußenmagen“ hatte seine sonderbare Ladung immer prompt weiter befördert, sodaß die Ägel ihm auf natürlichem Wege binnen 24 Stunden wieder zum Vorschein kamen.

Im Jahre 1900 jedoch stellten sich bei dem „Künstler“ sehr heftige Krämpfe ein. Man nahm eine Operation an ihm vor, öffnete den Magen und zog 129 gewöhnliche Nadeln, 5 Naarnadeln, 2 Hufeisenmägel, 12 andere Metallnägel, 2 Schüssel und 2 Uhrketten heraus. Die Heilung ging glatt von statten, und der „Straußenmensch“, durch seine Erfahrungen nicht abgeschreckt, nahm seine „Arbeit“ wieder auf. Immerhin kam er nicht mehr zu einem rechten Wohlbehagen dabei, weil er immer häufiger von starrkrampfartigen Anfällen geplagt wurde.

Im Frühjahr 1904 wurde er nach einem besonders heftigen Krampf in das Krankenhaus eingeliefert. Die Röntgen-Aufnahme wies in der Gegend der oberen Magenöffnung einen Fremdkörper nach, der die Gestalt eines Netzes zu haben schien. Selbstverständlich wurde der Magen wieder aufgeschnitten, und wie das erstemal kam eine Menge metallener Gegenstände zum Vorschein, die sich netzartig zusammengeballt hatten. Diesmal bestand das Inventar des Magens aus 7 Messern, 7 Schiffsseilen, 20 Nägeln, einem kleinen Löffel, einem Knopfhaken, einer gewöhnlichen Nadel, einer Metallfeder und zwei Uhrketten. Das Ganze wog rund ein Pfund. Der Operierte, der sonst in ausgezeichnetem körperlicher und geistiger Verfassung war, erkannte eines der Messer noch wieder und wußte anzugeben, daß er es vor fünf Monaten verschluckt hatte. Auch auf den Knopfhaken wußte er sich zu besinnen, der nach seiner Aussage etwa zehn Monate im Magen zugebracht haben mußte. Im übrigen stellte die ärztliche Untersuchung während der Operation fest, daß der Mann seinen Verstand nicht verfehlt hatte, weil sein Magen in der Tat von außerordentlicher Weichheit sein mußte, um derartige Zumutungen zu vertragen. Die Magenfleischhaut war zwar etwas geschwollen, andererseits aber durchaus normal, wie auch alle anderen Teile des Magens. Das Organ hatte sogar ein besonderes Entgegenkommen an die Beschäftigung seines Besitzers betrieuen, indem sich in der Nähe des oberen Magenanschlusses eine Art von Tasche gebildet hatte. Drei Wochen später konnte der „Straußenmensch“ das Krankenhaus schon wieder als geheilt verlassen. Die wissenschaftliche Quelle berichtet nicht, ob er seine Berufstätigkeit wieder aufgenommen hat. In den Tatsachen, die der Arzt geschildert hat, ist nicht im mindesten zu zweifeln, da sie durch photographische Auf-

nahmen belegt sind, letztere auch durch Montagenbilder. Nebenbei hatte doch der Mageninhalt von der Perimeter- oder Stützschicht einiges verdaut, während die Gegenstände sonst unverändert waren. Eigentlich wird der Vogel Strauß in seiner Irdischheit gewöhnlichen Gefährlichkeit und dementsprechenden Magenfestigkeit unter den Tieren doch noch von den saftreichen Ibertroffen; hat man doch einmal im Magen eines Hais einen großen eisenschlagenen Schuß, eine Münze, eine Kattosenjade und noch einiges andere als einzige Ueberbleibsel eines braden Seemanns gefunden, die der Raubfisch nicht hatte verdauen können.

Rechnit.

Neue Rechenmaschine. Die Addition von langen Zahlenreihen ist sicherlich eine der geisttötendsten Beschäftigungen, die man sich vorstellen kann, und dabei hängt doch von der peinlichen Genauigkeit der Arbeit im Leben oft gar viel ab; besonders die großen Geschäftshäuser, wo tagtäglich oft Tausende von Zahlen addiert werden müssen, wissen das. Schon lange ist man bemüht, diese Art mechanischer Betätigung im wesentlichen einer Maschine aufzubilden, und ehe man an die Schreibmaschine zum Ersatz der Handchrift dachte, haben Pascal, Leibniz und andere hervorragende Geister sich bemüht, Maschinen zu konstruieren, die das Rechnen vereinfachen und erleichtern und eine erhöhte Genauigkeit verbürgen. Heute sind derartige Maschinen in den verschiedensten Arten auf dem Markt erschienen und werden von vielen großen Firmen täglich verwendet. Sie beruhen meist darauf, daß eine der Stellenzahl der zu addierenden Ziffern entsprechende Anzahl Scheiben durch einen besonderen Mechanismus und mit Hilfe einer Kurbel gedreht werden, worauf das jeweilige Resultat erscheint. In Amerika, wo man allen derartigen zeitparenden und Mergel und Verdruß mindernden Maschinen im Geschäftsleben ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist jetzt eine noch neue Maschine erfunden und gebaut worden, die den elektrischen Strom zu Hilfe nimmt. Der Apparat ähnelt im Aussehen sehr einer Schreibmaschine, nur daß dieser keine Buchstabenastifen, sondern zehn vertikale und zehn horizontale Zählerreihen, im ganzen also hundert Tasten, trägt; unter deren Tischplatte ist ein kleiner Elektromotor aufgestellt, der, durch Fahrrad vorgelegt, auf die Kurbel der Maschine arbeitet. Der Vorgang ist dann der, daß auf den Tasten erst die erste Zahl niedergedrückt wird, dann die zweite, hinzuaddierende. Jetzt drückt man auf einen Knopf, und der Elektromotor tut sein Werk, addiert beide und schreibt gleichzeitig die Summe hinten auf ein Blatt Papier, genau wie bei einer Schreibmaschine. Natürlich können auch mehrere Zahlen hintereinander addiert werden. Das ganze Verfahren ist schneller, einfacher und weniger anstrengend und auch noch sicherer als bei den mit Hand zu bedienenden Maschinen, so daß sich die neue elektrische Addiermaschine bald einführen dürfte.

Erdfunde.

Täuschungen des Wärme sinnes. Eine hübsche Schilderung der dabei zutage tretenden Erscheinungen finden wir im neuesten Heft des „Kosmos“, dieses vorzüglichen Handweisers für Naturfreunde, den die gleichnamige Gesellschaft in Stuttgart herausgibt und regelmäßig an mehr als 9000 Mitglieder zur Verfügung bringt. (Probeheft liefert der Verlag gerne gratis.) Wir lesen da: Die fünf Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs reichen keineswegs aus, um alle Empfindungen zu bezeichnen. Als Gefühl in der physiologischen Bedeutung des Wortes faßt man so ziemlich alle Empfindungen zusammen, die sich nicht einem der vier übrigen Sinne unterordnen lassen; die Wissenschaft scheidet daher diese sehr mannigfaltigen Empfindungen und die sog. Gemeingefühle. Neben dem Tastsinn müssen wir aber auch noch einen besonderen Temperatursinn unterscheiden, denn die Physiologie lehrt, daß verschiedene Nervenendigungen das Tastgefühl einerseits und das Wärme- und Kältegefühl andererseits vermitteln. Der Temperatursinn läßt uns die subjektiven Empfindungen in einer fortlaufenden Reihe ordnen: kalt, kühl, lau, warm und heiß, doch sind diese Bezeichnungen ebenso unbestimmt, wie das Gefühl unjücher.

Ein paar sehr einfache Beispiele mögen dartun, wie trügerisch unsere Empfindungen sind, wenn es sich um Wärme oder Kälte handelt. Stellen wir unsere rechte Hand in ein Gefäß mit Eiswasser, die linke in ein solches mit warmem und halten nach einiger Zeit dann beide in ein Gefäß mit gewöhnlichem Brunnwasser, so wird dieses jetzt der rechten Hand warm, der linken hingegen kalt erscheinen, obgleich beide Hände sich in genau derselben Flüssigkeit befinden. Allein die Vorbereitung war für jede Hand eine andere, bevor beide in das gewöhnliche Wasser kamen, und daher ist die Empfindung bei der rechten und der linken eine verschiedene. Eine ähnliche Wahrnehmung können wir machen, wenn wir aus einem stark erwärmten Raum, etwa einer Badstube, schnell ins Freie treten; die Luft wird uns alsdann kalt erscheinen. Kommen wir dagegen aus einem kühlen Raum, z. B. einem Eiskeller, so empfinden wir dieselbe Luft als warm. Unsere Schätzung der Temperatur hängt somit von dem unmittelbar vorhergegangenen Zustande ab; uns kommt der Wärmezustand — von krankhaften Beeinflussungen abgesehen — um je höher vor, je niedriger der vorausgegangene war.

Ähnlichen Täuschungen sind wir ausgesetzt, wenn wir Gegenstände mit der Hand berühren, und zwar infolge ihres verschiedenen Wärmeleitungsvermögens. Nehme ich die auf meinem Schreibtische liegende Papierstere in die Hand, so habe ich das Gefühl der Kälte, nicht aber bei einem Federhalter aus Stork. Die Temperatur beider Gegenstände ist die gleiche, jedoch eine niedrigere, als die der Hand, aus der somit Wärme auf sie übergeht. Nun ist aber das Metall der Stiere ein sehr guter Wärmeleiter, sie nimmt daher binnen kurzer Zeit viel Wärme aus der Hand auf, was der Federhalter als schlechter Wärmeleiter nicht tut. Dies ist die Ursache der verschiedenen Empfindung; es ergibt sich daraus wieder, wie unjücher unser subjektives Schätzungsvermögen für die Temperatur ist.